

JUNGBRUNNEN



ZWEI MÄRCHEN vom RÜBEZAHL

VON J. A. MUSÄUS. ILLUSTR. VON G. A. STROEDEL.

VERLAG v. FISCHER u. FRANKE.
BERLIN.

[1900]

Zwei Märchen vom Rübezahl.

von
J. A. Musäus.

Illustrationen von
G. A. Stroedel.

Verlag v. Fischer u. Franke.
Berlin.

Inhaltsverzeichnis

Zwei Märchen vom Rübezahl.

Zu Dank bezahlt.

Rübezahl und der Glasbläser.

Zu Dank bezahlt.



Es war einmal ein Bauer, der wohnte in der Amtspflege Reichenberg und ein böser Nachbar hatte ihm all' sein Hab' und Gut abgerechnet. Nachdem das Gericht sich seiner letzten Kuh bemächtigt hatte, war ihm nichts geblieben als ein abgehärmtes Weib und ein halbes Dutzend Kinder. Die Arme, so rüstig und gesund sie waren, reichten nicht hin, sich und die Seinigen zu ernähren. Es schnitt ihm durchs Herz, wenn die Kinder nach Brot schrien und er nichts hatte, um ihren quälenden Hunger zu stillen.

»Ach«, sagte er manchmal zu seinem kummervollen Weibe, »wenn wir doch nur hundert Taler hätten! Mit hundert Talern wäre uns geholfen! Damit könnten wir unseren verwüsteten Haushalt wieder einrichten und fern von dem streitsüchtigen Nachbar ein neues Eigentum gewinnen. Du hast reiche Vettern auf der andern

Seite des Gebirges. Ich will doch einmal hin und will ihnen unsere Not klagen. Vielleicht erbarmt sich einer und leiht uns aus gutem Herzen von seinem Überfluss auf Zinsen, so viel wir bedürfen.«

Mit schwacher Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg willigte das niedergedrückte Weib in diesen Vorschlag. Sie wußte ja keinen besseren. Der Mann aber gürtete am nächsten Morgen seine Lenden. Beim Abschied sprach er tröstend zu seinem Weibe und seinen Kindern: »Weint nicht! Mein Herz sagt es mir, ich will einen Wohltäter finden, der uns förderlicher sein wird, als die vierzehn Nothelfer, zu denen ich so oft vergeblich gewallfahrtet bin.« Dann steckte er eine harte Brotrinde als Zehrung in die Tasche und ging davon.

Müde und matt von der Hitze des Tages und dem weiten Wege, langte er am Abend in dem Dorfe an, in welchem die reichen Vettern wohnten. Aber keiner wollte ihn kennen, ja, keiner wollte ihn auch nur beherbergen. Mit heißen Tränen klagte er ihnen sein Elend. Aber die hartherzigen Filze achteten der Tränen des Armen nicht und taten, ihm wehe mit Vorwürfen und Beleidigungen.



Der eine sprach: »Junges Blut, spar' dein Gut.« Der andere; »Hoffart kommt vor dem Fall;« Der dritte: »Wie man's treibt, so geht's;« Der vierte: »Jeder ist seines Glückes Schmied.«

So höhnten und spotteten sie ihres armen Verwandten, nannten ihn einen Faulenzer und Prasser und stießen ihn endlich gar zur Tür hinaus.

Einer solchen Aufnahme hatte sich der arme Vetter zu der reichen Sippschaft seines Weibes nicht versehen. Traurig und stumm schlich

er von dannen, und weil er nichts hatte, um das Schlafgeld in der Herberge zu bezahlen, musste er auf einem Heuschober im freien Felde übernachten. Aber der nagende Kummer scheuchte den Schlaf von seinen Augen.



Die Qualen der Sorge im Herzen wartete er des zögernden Tages, um sich auf den Heimweg zu begeben.



Als er wieder ins Gebirge war, überkamen ihn Harm und Bekümmernis so sehr, dass er der Verzweiflung nahe war. Matt und

entkräftet von Gram und Hunger, dachte er bei sich: Zwei Tage Arbeitslohn verloren! Ohne Trost, ohne Hoffnung heimkehrend! Wenn du nun ins Haus trittst und die sechs armen Würmer schmachten dir entgegen und heben die Hände auf und bitten: Brot, Vater, Brot! und du musst ihnen einen Stein bieten, du kommst mit leeren Händen? Vaterherz! Vaterherz! Wie kannst du's tragen! Brich entzwei, armes Herz! jammerte er, warf sich unter einen Schlehenbusch und weinte bitterlich.



Da kam dem Ärmsten plötzlich ein Gedanke. Wie wäre es, dachte er bei sich, wenn du dich mit deinem Anliegen an den Geist des Gebirges wendest! Alle haben dich verlassen, nirgends ist Rettung, vielleicht hilft er dir! Wohl hatte er viel abenteuerliche Geschichten von Rübezahl gehört, wie er die Reisenden zuweilen gefoppt und gedrillt und gehudelt und ihnen manchen Tort und Dampf angetan hatte. Aber mitunter hatte er den Menschen auch Gutes getan. Nun war es ihm wohlbekannt, dass sich der Geist bei seinem Spottnamen nicht ungestraft rufen lasse. Weil er aber nicht wusste, wie er ihm auf eine andere Weise beikommen sollte, so wagte er's,

mag's gehen, wie es will, auf eine Tracht Prügel kommt mir's nicht an, dachte er und rief, so laut er konnte, in die Berge »Rübezahl! Rübezahl!«

Plötzlich stand neben ihm eine furchtbar mächtig große Gestalt, einem rußigen Köhler gleich, mit einem fuchsroten Barte, der bis an den Gürtel reichte, feurigen, stieren Augen und mit einer Schürstange bewaffnet, gleich einem Weberbaum. In wildem Grimme hob der Riese diese in die Höhe, um den frechen Spötter zu erschlagen.

Aber Veit, der Bauer, sprach ganz unerschrocken: »Mit Gunst, Herr Rübezahl! Verzeiht, wenn ich Euch nicht recht tituliere! Hört mich armen Teufel nur an, dann tut, was Euch gefällt!« Diese gleichmütige, unerschrockene Miene und die kummervolle Miene des Mannes, die weder auf Mutwillen, noch auf Vorwitz deutete, besänftigte ein wenig den Zorn des Geistes. »Erdenwurm« murrte er, »was treibt dich, mich zu beunruhigen? Weißt du auch, dass du mir mit Hals und Haut für deinen Frevel büßen musst?«



»Herr!« antwortete Veit, »ich bin ein armer, unglücklicher, aber rechtschaffener Mann und weiß weder aus noch ein. Niemand auf der Welt will mir aus der Not helfen. Selbst meine nächsten Verwandten haben mich schmachvoll von ihrer Schwelle gewiesen.

Daheim grämt sich mein armes Weib und meine sechs Kinder schreien nach Brot. Wenn ich nun nach Hause komme mit leeren Händen; ich weiß nicht, wie ich den Jammer mit ansehen soll! Von aller Welt verlassen, dacht' ich an Euch, Herr! Helft mir! Habt ja schon manch' liebes Mal den Menschen Gutes erwiesen! leiht mir hundert Thale! In drei Jahren zahl' ich sie Euch bei Heller und Pfennig, samt landesüblichen Zinsen zurück, so wahr ich ehrlich bin!«

»Thor!« sprach der Geist, »bin ich denn ein Wucherer, oder ein Jude, der auf Zinsen leiht.«

»Ach«, erwiderte Veit, »so gebt mir das Geld meinerwegen ohne Zinsen!«

Und nun erzählte er dem Berggeiste seine ganze Geschichte der Länge nach und schilderte ihm sein drückendes Elend so rührend, dass ihm Rübezahl die Bitte gewährte.



»Komm«, sprach er, »folge mir!« und führte den Bauer waldeinwärts in ein abgelegenes Tal zu einer schroff aufsteigenden

Felswand, deren Fuß ein dichter Busch bedeckte.

Mit Mühe arbeitete sich Veit neben seinem Begleiter durchs Gebüsch. Endlich gelangten sie an den Eingang einer finsternen Höhle. Dem Bauer war nicht wohl dabei zumute, wie er in die dunkle Höhle hineintappen musste. Ein kalter Schauer nach dem andern lief ihm den Rücken hinab und die Haare standen ihm vor Entsetzen zu Berge. Schon manchen hat Rübezahl betrogen, dachte er bei sich. Wer weiß, Welch ein Abgrund, in den ich beim nächsten Schritt hinabstürze, mir vor den Füßen liegt. Ach, mein Weib und meine Kinder! Dabei vernahm er ein fürchterliches Brausen, wie eines starken Gewässers, das sich in einen tiefen Schacht ergoss. Je weiter er vorwärts schritt, desto mehr schnürten ihm Furcht und Entsetzen das Herz zusammen. Endlich sah er zu seinem Troste in der ferne ein blaues Flämmchen flackern. Das Gewölbe der Höhle erweiterte sich zu einem geräumigen Saale. Das Flämmchen brannte in der Nähe ganz hell und schwebte als Hängeleuchter in der Mitte der weiten Halle. Auf dem Boden derselben aber stand eine mächtig große kupferne Braupfanne. *Die war mit eitel harten Talern gefüllt bis zum Rand.*

Wie Weit die zahllose Menge der Taler erblickte, sperrte er Mund und Augen gewaltig auf und stand vor der Braupfanne wie angewurzelt. Wie mit einem Schlage war all' seine Furcht verschwunden und das Herz hüpfte ihm vor Freuden.



»Nimm, was du bedarfst«, sprach Rübezahl, »es sei wenig oder viel! Nur stelle mir einen Schuldbrief aus, wofern du der Schreiberei kundig bist.«

Veit bejahte dies und zählte sich gewissenhaft hundert Taler zu, nicht einen mehr, keinen weniger. Rübezahl schien auf das Zählungsgeschäft gar nicht zu achten, sondern hatte sich abgewendet und suchte unterdes seine Schreibmaterialien hervor. Veit schrieb den Schuldschein kurz und bündig. Rübezahl zog rasselnd ein Bund Schlüssel aus der Tasche und schloss den Schein in einen eisernen Kasten.

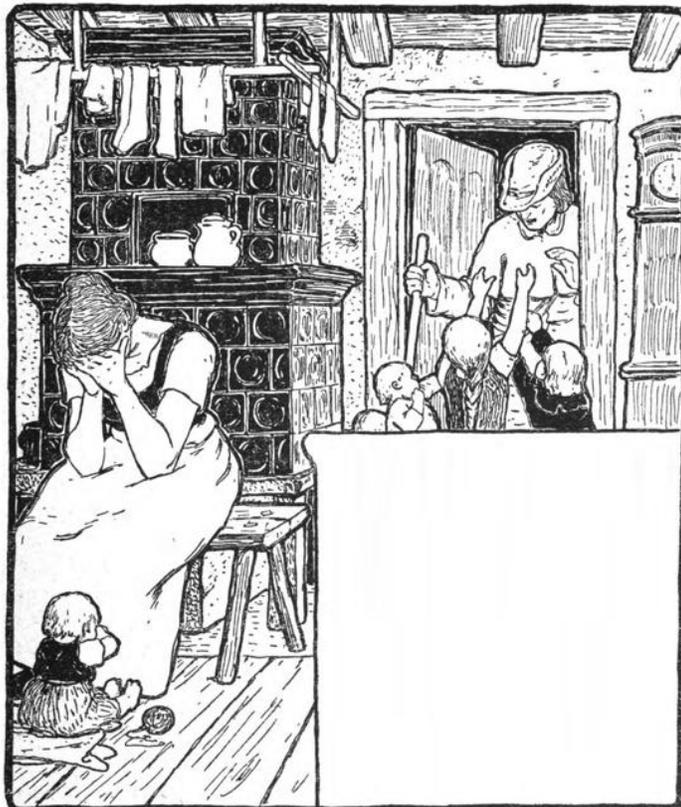
Dann reichte er dem glücklichen Bauer zum Abschiede die Hand und sprach: »Zieh' hin, Freund, und nütze dein Geld mit arbeitsamer Hand! Vergiß nicht, dass du mein Schuldner bist und merke dir genau den Eingang in dieses Tal und die Felsenkluft. Sobald das dritte Jahr verflossen ist, zahlst du mir das Kapital und Zins zurück. Ich bin ein strenger Gläubiger! Hältst du die Frist nicht ein, so fordere ich mein Geld mit Ungestüm!«

Der ehrliche Veit versprach mit Hand und Mund, dass er auf den Tag gute Bezahlung leisten werde. Dankerfüllten, freudigen Herzens schied er von seinem Schuldherrn in der Felsenhöhle.

Wie Veit das Tageslicht wieder erblickte, da war ihm nicht anders zumute, als habe er in der Felsenkluft Balsam des Lebens eingesogen. All' sein Trübsinn, all' sein Kummer war verflogen. So leicht war's ihm ums Herz, als schwebe er dahin. All' die luftigen Stücklein, die er im Kreise der Genossen gelernt, da er in der fröhlichen Jugendzeit noch ein sorgenfreier Bursch gewesen, sie fielen ihm wieder ein und lustig pfeifend schritt er leichtfüßig, an allen Gliedern neugestärkt, seines Wegs dahin. Bei guter Zeit näherte er sich dem heimatlichen Dorfe und ehe noch der Tag sich zu neigen begann, stand er vor seiner elenden Hütte.

Sobald ihn seine sechs abgezehrten hohläugigen Kinder erblickten, zeterten sie ihm wie aus einem Munde entgegen: »Brot, Vater! Ach Gott, Vater! Ein Stücklein Brot! Ach Vater, du hast uns lange warten lassen!«

Sein abgehärmtes Weib saß in einem Winkel und weinte.



Nach Art der Kleinmütigen fürchtete es das Schlimmste, vermutete es, dass auch dieser Gang vergeblich gewesen sei und erwartete den Ausbruch neuer Klagen ihres Mannes. Veit aber bot der überraschten Frau heiter die Hand und rief gutgelaunt: »Schür' Feuer an, Mutter, und koch' einen steifen Brei, dass der Löffel drin steht! Dann warf er seinen Zwergsack auf den Tisch und packte aus, einen Laib Brot und Butter und Käse und Hirse und Grütze. Das hatte er alles unterwegs in Reichenberg eingekauft. Da machte das gute Weib große Augen und die Kinder standen jauchzend um den Tisch und klatschten vor Freuden in die Hände.



Und wie die Familie dann bei Tische saß und die Kinder mäuschenstill waren, weil sie so schrecklich viel zu tun hatten mit ihren Kauwerkzeugen und gar keine Zeit an etwas anderes zu denken als an das Essen, da gab Veit seinem braven Weibe Bericht von dem guten Erfolge seines Ganges.

»Deine Vettern, liebe Frau«, sprach er. »sind gar rechtliche, kreuzbrave Leute. Sie haben mir unsere Armut nicht vorgehalten, haben mich nicht verkannt, oder mich gar schimpflich von der Tür gewiesen! Freundlich haben sie mich aufgenommen und freundlich mich beherbergt! Herz und Hand haben sie mir eröffnet und hundert blanke Taler mir vorschußweise auf den Tisch gezählt!«

Bei diesen Worten fiel der guten Frau ein schwerer Stein vom Herzen. Wohl hatte ihr, als Veit ihr beim Abschied die Hand reichte, im innersten Herzen eine bange Ahnung zugeflüstert: ach Gott! er wird wohl auch vergeblich sein, der Gang zu den Vettern! Dass diese aber so unerwartet gute Freundschaft hielten, das erfüllte sie mit Stolz.

»Wären wir eher vor die rechte Schmiede gegangen«, sagte sie, »wir hätten uns manchen Kummer ersparen können!«

Hierauf rühmte sie ihre Freundschaft über die Maßen und tat recht stolz auf die reichen Vettern.

Veit aber saß dabei und war anfangs mäuschenstill. Nach so vielen Drangsalen ließ er der braven Frau gern die Freude, die ihrer Eitelkeit so schmeichelte. Wie sie aber gar nicht aufhörte, von ihren reichen Vettern zu schwätzen und das viele Tage lang so forttrieb, da wurde Veit des Lobposaunens der Geizhalse müde und sprach zu seinem Weibe: »Liebe Frau! Als ich vor der rechten Schmiede war, weißt du, was für weise Lehren mir da die vier Schmiede gegeben haben?«

»Nun«, fragte sie, »welche denn?«



»Der erste sprach: ›Junges Blut, spar' dein Gut?‹; der andere: ›Hoffart kommt vor dem Fall‹; der dritte: ›Wie man's treibt, so geht's‹; der vierte: ›Jeder ist seines Glückes Schmied‹. Drum, liebes Weib, lass uns nur die Hände rühren und unserem Berufe fleißig obliegen, dass wir was vor uns bringen, in drei Jahren den Vorschuss nebst Zinsen abzahlen können und dann aller Schuld quitt und ledig sind!«

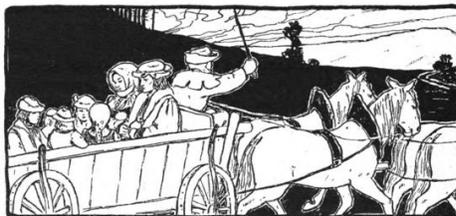
Darauf kaufte Veit einen Acker und einen Heuschlag, dann wieder einen und dann noch einen, dann eine ganze Hufe. Es steckte ein Segen in Rübezahls Gelde, wie, wenn ein Becketaler darunter wäre. Veit säte und die Ernten fielen über alle Maßen reich aus. Schon galt er im Dorfe für einen wohlhabenden Mann. Waren die laufenden Bedürfnisse bestritten, so barg sein Säckel noch immer ein kleines Kapital zur Erweiterung seines Eigentums. Im dritten Sommer hatte Veit zu seiner Hufe schon ein Herrngut gepachtet. Das brachte ihm reichen Wucher. Kurz Veit war ein Mann, dem alles, was er tat, zu gutem Glück gedieh.

Der Zahlungstermin kam nun heran. Veit hatte so viel erübrigt, dass er seine Schuld ohne Beschwerde abtragen konnte.

Er zählte die hundert Taler samt Zinsen ab und legte das Geld zurecht. Am bestimmten Tage stand er sehr früh auf, weckte sein Weib und seine Kinder und sprach fröhlich: »Sputet euch, liebes Weib und liebe Kinder! Wascht und kämmt euch fein säuberlich und zieht eure Sonntagskleider an! Vergesst auch nicht, eure neuen Schuhe und eure scharlachnen Mieder und Brusttücher anzulegen!«

Veit selbst holte seinen nagelneuen Abendmahlsrock aus der Truhe und rief zum Fenster hinaus: »Hans, spann' an!«

»Mann, was hast du vor?« fragte seine Frau verwundert, »Es ist heute weder Feiertag noch ein Kirchweihfest in der Gegend! Was macht dich so guten Mutes, dass du uns ein Wohlleben bereitest? Wohin gedenkst du uns zu führen?«



»Ich will mit euch den reichen Vetter drüben überm Gebirge besuchen«, antwortete Veit, »und dem Gläubiger, der mir durch seinen Vorschuss wieder aufgeholfen hat, Schuld und Zins bezahlen. Heute ist der Zahltag!«

Das gefiel der Frau wohl. Stattlich putzte sie sich und die Kinder heraus, und damit die reichen Vettern die rechte Meinung von ihrem

Wohlstande bekämen und sich ihrer sicher und gewiss nicht zu schämen brauchten, band sie eine Schnur gehenkelter Dukaten um den Hals.

Veit rüttelte den schweren Geldsack zusammen, nahm ihn zu sich, und wie alles in Bereitschaft war, saß er auf mit Kind und Kegel. Hans peitschte auf die vier Hengste. Schnaubend schäumten diese ins Gebiss und trabten mutig über das Blachfeld dem Riesengebirge zu.

Vor einem steilen Bohlwege im Gebirge ließ Veit den Rollwagen halten, stieg ab und hieß seinem Weibe und seinen Kindern ein Gleiches tun. Dann gebot er dem Knechte: »Hans, fahr' gemachsam den Berg hinan! Oben bei den drei Linden sollst du unsrer warten! Und wenn wir auch verziehen, lass dich's nicht anfechten! Die Pferde lass verschnafen und einstweilen grasen! Ich weiß hier einen Fußpfad. Er ist etwas um, aber lustig zu wandeln!«

Darauf schlug sich Veit in der Geleitschaft seines Weibes und seiner Kinder durch dicht verwachsenes Gebüsch waldeinwärts. Prüfend spähte er hin und her, dahin, dorthin, nach rechts und nach links, sodass die Frau meinte, ihr Mann habe sich verirrt.

»Komm, Veit«, sprach sie ängstlich zu ihm. »lass uns wieder hinausgehen aus der Wildnis und der Landstraße folgen!«

Plötzlich aber hielt Veit still. Mit einem ganz feierlichen Gesichte versammelte er seine Familie um sich her und sprach in ernstem Tone: »Liebes Weib, du wähnst, wir ziehen zu deiner Freundschaft. Dahin steht mein Sinn jetzt nicht. Knauser und Schurken sind deine reichen Vettern. Weißt du, was sie getan haben, als ich vor drei Jahren, wie ich meines Lebens keinen Rat mehr wußte, wie ich in meinem Elend nicht mehr wusste, wohinaus und wohinan, in meiner Armut Trost und Zuflucht bei ihnen suchte? — Gefoppt haben sie mich, verachtet, gehöhnt und mit Übermut von ihrer Schwelle gestoßen! Der reiche Vetter, dem wir unseren Wohlstand verdanken, der mir, dem gänzlich Verarmten, gänzlich Herabgekommenen auf das bloße Wort hin das Geld geliehen, das in meiner Hand so wohl gewuchert, so reiche Frucht gebracht hat, er wohnt hier an dieser Stelle. Auf heute hat er mich hierher beschieden, um Zins und

Kapital ihm wieder zu erstatten. Wisst ihr nun, wer unser Schuldherr ist? Es ist der Herr vom Berge, genannt Rübezahl.«

Wie das Weib das hörte, war es zum Tode erschrocken und schlug, an allen Gliedern zitternd, ein großes Kreuz nach dem andern vor sich hin. Die Kinder bebten vor Furcht und Schrecken wie Espenlaub, hingen sich an das Gewand der Mutter und heulten ganz erbärmlich, dass der Vater sie zu Rübezahl führen wolle. In den Spinnstuben hatten sie viel von ihm gehört, dass er ein scheußlicher Riese und Menschenfresser sei.

Da erzählte ihnen der Vater sein ganzes Abenteuer, wie ihm, als er nach ihm gerufen, der Geist in Gestalt eines Köhlers erschienen sei und was er mit ihm verhandelt habe, hier sowohl als auch drin in der Höhle. Und wie er ein guter und liebevoller Herr sei, der auch ein Herz habe für das Elend rechtschaffener Menschen. Und wie der Vater das alles erzählte, redete er sich so in die Rührung hinein, dass ihm die hellen Tränen über die freundlichen, rotbraunen Backen herabträufelten. Davon hatten die Kinder, die dem Vater das Wort von den Lippen nahmen, noch nicht gehört, dass Rübezahl auch ein guter Geist war. Und wenn's der Vater sagte, war's ganz gewiss und wahrhaftig wahr und sie wurden nun ganz ruhig und getrost.



»Wartet hier.« fuhr der Vater fort, »jetzt gehe ich hin in die Höhle, um mein Geschäft auszurichten. Ihr habt nicht nötig, euch zu fürchten! Ich werde nicht lange aus sein. Und wenn ich's vom Gebirgsherrn erlangen kann, so bring' ich ihn her zu euch. Habt nur keine Scheu vor ihm! Schüttelt eurem Wohltäter getrost treuherzig die Hand, ob sie gleich schwarz und rußig ist! Er tut euch nichts zuleide und freut sich gewiss selbst von Herzen seiner guten Tat und unseres Dankes! Seid nur beherzt! Er teilt euch gewiss goldene Äpfel und Pfeffernüsse aus!«

Als die Mutter hörte, der Vater wolle selbst in die Höhle hineingehen, da bat sie ihn um Gottes und aller Heiligen willen, ein solches Wagnis nicht auszuführen. Und die Kinder begannen wieder zu jammern und zu schreien und warfen sich zur Erde und umfassten seine Knie und baten ihn, es war zum Herzbrechen, er solle doch nicht in die Höhle gehen, sie hätten ja dann keinen Vater mehr! Aber Veit blieb standhaft, ob er gleich die ihn schier übermannende Rührung mit Gewalt niederkämpfen musste und schob die Kinder auf die Seite. Aber sie erhaschten flugs seinen

Rock und stemmten sich und zogen ihn an den Zipfeln desselben zurück. Da riss sich Veit mit Gewalt los, eilte auf den dichtverwachsenen Busch zu und gelangte zu dem wohlbekanntem Felsen.

Mit Leichtigkeit fand er alle Merkzeichen der Gegend wieder, er hatte sie sich vor drei Jahren wohl ins Gedächtnis geprägt. Die alte, halberstorbene Eiche, an deren Wurzel die Kluft sich öffnete, stand noch genau so, wie sie vor drei Jahren gestanden hatte. Allein von einer Höhle war keine Spur vorhanden. Auf alle erdenkliche Weise versuchte es Veit, sich den Eingang in den Berg zu eröffnen. Er nahm einen Stein und klopfte mit diesem an den Felsen. Er meinte, der Felsen müsse, sich auf tun. Er zog den schweren Geldsack hervor, klingelte mit den harten Talern und rief so laut er konnte in den Wald hinein: »Geist des Gebirges! Geist des Gebirges! Nimm hin, was dein ist!« Aber der Geist ließ sich nicht sehen, nicht hören.



Nach langem Harren entschloss sich der ehrliche Schuldner, endlich wieder umzukehren. Wie ihn das Weib und die Kinder von

ferne erblickten, eilten sie ihm, vor Freude jauchzend, entgegen. Veit aber war misshütig und bekümmert in seinem Herzen, dass er die Zahlung nicht hatte abliefern können. Nun hielt ihn der Geist sicher für einen böswilligen Schuldner und er hätte ihm das Geld doch so gern zurückgezahlt und hatte sich doch so sehr darauf gefreut, ihm seine Dankbarkeit aus Herzensgrund bezeugen zu können! Einsilbig setzte er sich zu den Seinen auf einen Rasenrain und überlegte, was nun wohl zu tun sei.

Da fiel ihm sein altes Wagestück ein. »Ich will doch einmal«, sprach er, »den Berggeist bei seinem Spottnamen rufen! Mag's ihn verdrießen, mag er mich bläuen, mag er mich zupfen und rupfen, auf diesen Namen hört er doch wenigstens gewiss und ich kann als ehrlicher Kerl das Geld an den Mann bringen!«

Und schon rief er auch aus voller Kraft und hielt die gerundeten Hände neben den Mund, dass es besser schalle: »Rübezahl! Rübezahl!«

»Um Gottes willen!« Sprach sein Weib ängstlich und leise und hielt ihm die Hand auf den Mund. Veit aber ließ sich das Rufen nicht wehren und schrie immer lauter und immer ärger: »Rübezahl! Rübezahl! Rübezahl!«

Da kreischte plötzlich der junge Bube laut auf, drängte sich zitternd an die Mutter und stotterte, während ihm vor Angst die Zähne zusammenschlugen: »Ach Gott! Ach Gott! Der schwarze Mann dort! Der schwarze Mann dort!«

»Wo?« fragte Veit getrost.

»Ach Gott! Ach Gott!« Flüsterte das Kind, an allen Gliedern zitternd und das Gesichtchen an der Seite der Mutter versteckend. .dort hinter jenem Baume lauscht er hervor!«

Die Kinder krochen in einen Haufen zusammen, bebten vor Furcht und heulten jämmerlich.

Der Vater blickte hin, ging auch hin an den bezeichneten Baum, spähte in jeden Busch, in jeden Strauch, sah aber nichts. Es war eine Täuschung gewesen, ein Schatten. Rübezahl kam nicht und kam nicht. Alles Rufen war umsonst.

Nach stundenlangem Spähen und Warten und Rufen musste sich

der ehrliche Veit endlich entschließen, mit seiner Familie den Rückweg anzutreten.

In tiefster Seele betrübt und schwermütig schritt er gesenkten Hauptes auf der Landstraße langsam dahin. Da erhob sich auf einmal vom Walde her ein sanftes Rauschen in den Bäumen. Die ernsten Tannen und Fichten, die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, das leicht bewegliche Laub der Espen zitterte, näher und näher kam das Brausen, der Wind schüttelte die weit ausgebreiteten Äste der Steineichen, trieb dürres Laub und Grashalmen vor sich her und kräuselte auf dem Wege kleine Staubwolken in die Höhe. An diesem artigen Schauspiel fanden die Kinder, die, da ihr Geist eine andere Beschäftigung gefunden, nicht mehr an Rübezahl dachten, Gefallen. Sie belustigten sich damit, nach den Blättern zu haschen, mit denen der Wirbelwind spielte und jauchzten laut auf, wenn ein neuer Windstoß das Blatt, das sie schon gefangen zu haben glaubten, ihnen unter der Hand weg weithin fortwehte. Mit unter dem dürren Laub wurde auch ein Blatt auf dem Wege dahin geweht. Das hatte sich der kleinste Bube, der vorhin den schwarzen Mann gesehen hatte, zum Jagdwild ausersehen. Unermüdlich sprang er ihm nach und die Eltern, die hinterdrein gingen, mussten lachen über die luftigen Kapriolen des Bürschleins. Aber wenn der Kleine danach griff, hob der Wind es auf und führte es weiter, sodass er's nicht erlangen konnte. Da warf er ärgerlich seinen Hut danach. Der bedeckte es und hielt es endlich fest.

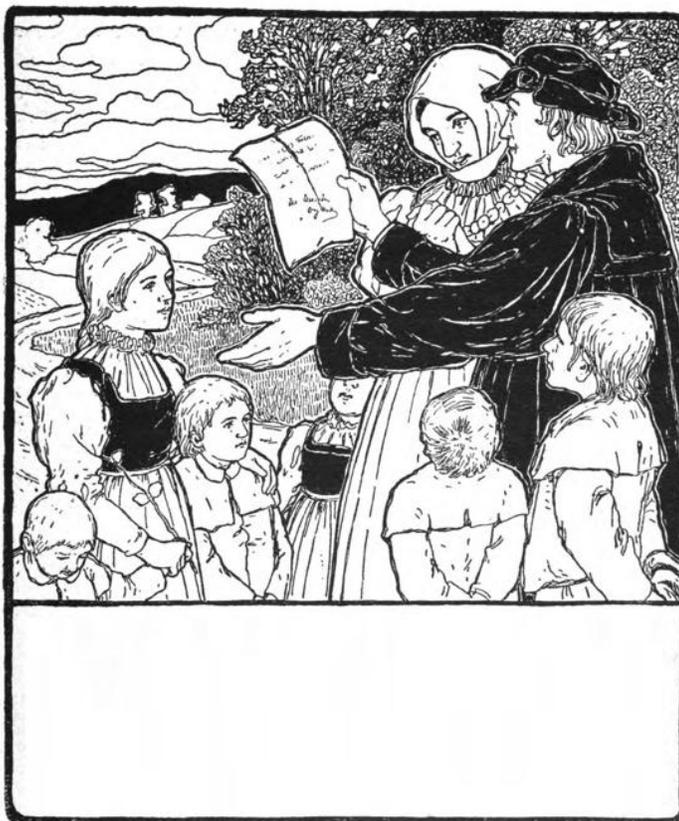
Triumphierend hielt der Kleine seine Jagdbeute hoch empor und brachte sie, weil es ein schöner, weißer Bogen war und er wusste, dass die Eltern jede, auch die geringste Kleinigkeit nützlich zu verwenden pflegten, dem Vater.

»Das hast du brav gemacht, Heinz!« sagte dieser und faltete das Papier auseinander.

Plötzlich stand er still und starrte das Papier wie geistesabwesend an. War es eine Täuschung, oder war es Wirklichkeit?

»Grundgütiger Gott«, stammelte er, »das ist ja mein Schuldbrief!« So war es. Und der Schuldbrief war von oben herein zerrissen und unten stand geschrieben: *Zu Dank bezahlt!*

Da überkam's Veit ganz eigentümlich. Tiefe Rührung, freudiges Entzücken kämpften in seinem Herzen einen harten Kampf. Er zitterte und würgte und schluckte. Endlich gewann fürs erste die Freude die Oberhand und in hellen Jubel ausbrechend, rief er: »Freue dich, liebes Weib! freut euch, ihr Kinder allesamt! Er hat uns gesehen, der gütige Herr des Gebirges! Er hat unseren Dank gehört, unser gütiger Wohltäter! Unsichtbar hat er uns umschwebt! Er weiß, dass der Veit ein ehrlicher Mann ist! Quitt und ledig bin ich meiner Zusage! Komm, liebes Weib, kommt, liebe Kinder, lasst uns uns freuen und fröhlich sein und frohen Herzens heimkehren!«



Wer's aber nicht gewusst hätte und wäre zufällig auf der Landstraße an derselben Stelle vorübergezogen und hätte da unter Gottes freiem Himmel einen Vater und eine Mutter und sechs Kinder so bitterlich weinen sehen, er hätte nicht anders geglaubt, als das diesen Ärmsten ein großes Herzleid widerfahren sei. Aber zum guten Glück waren es Tränen der tiefsten, reinsten Freude.

Dann machten sie sich auf und kamen wieder zu ihrem Fuhrwerk.

Weil aber die Frau groß' Verlangen trug, ihre Freundschaft heimzusuchen, um durch ihren Wohlstand feurige Kohlen auf den Häuptern der filzigen Vettern zu sammeln, denn der Bericht ihres Mannes hatte ihre Galle rege gemacht gegen die knauserigen Hungerleider, so rollten sie frisch den Berg hinab und gelangten gegen Abend in das Dorf, in dem die Vettern wohnten. Veit ließ bei dem nämlichen Bauernhofe halten, aus dem er vor drei Jahren war herausgestoßen worden. Herzhaft pochte er diesmal an und fragte nach dem Wirte. Aber es trat ein ihm völlig unbekannter Mann heraus, der gar nicht zur Freundschaft gehörte. Von dem erfuhr Veit, dass die reichen Vettern ausgewirtschaftet hatten. Der eine war aus Gram gestorben, der andere war verdorben, der dritte war davongegangen, der vierte aber gar gehangen! Ihre Stätte ward nicht mehr gefunden in der Gemeinde.

Veit übernachtete nebst seiner Familie bei dem gastfreien Hauswirt, kehrte Tags darauf in seine Heimat und an seine Berufsgeschäfte zurück, nahm zu an Reichtum und Gütern und blieb ein rechtschaffener, wohlhabender Mann sein lebenslang.



Rübezahl und der Glasbläser.



Es war einmal ein armes Weib, das hieß Ilse und hatte vier Kinder. Eines Tages ging es mit diesen ins Gebirge, um eine Last Laub für die Ziegen zu laden. Ein Kind lag ihm an der Brust, das andere trug es auf dem Rücken, das dritte leitete es an der Hand und das vierte, ein etwas größerer Knabe, trug einen ledigen Korb und einen Rechen. Der Weg führte die Frau an Rübezahls Garten vorüber, just wie dieser sich an einer Hecke sonnte.

»Lieber Gott«, dachte er, »was für ein gutes Geschöpf ist doch eine Mutter! Schleppt sich mit vier Kindern, wartet da bei ihres Berufs ohne Murren und wird sich zuguterletzt auch noch mit der Bürde des Korbes belasten müssen. Das heißt doch die Freuden der Liebe teuer bezahlen!«

Unterdies hatte die Frau ihre Kinder auf den Rasen gesetzt und

begann das Laub unter den Büschen zusammenzurechen. Darüber wurde den Kleinen die Zeit lang und sie fingen an heftig zu schreien. Da ließ die Mutter sofort von ihrem Geschäft ab, tändelte und spielte mit den Kindern, nahm sie auf den Arm, hüpfte mit ihnen scherzend und singend umher, wiegte sie in den Schlaf und wie sie fest eingeschlafen waren, ging sie flink wieder an ihre Arbeit.

Bald darauf stachen die Mücken die kleinen Schläfer. Sie wachten auf und begannen von neuem zu schreien.

Die Mutter verlor darüber die Geduld nicht. Sie lief ins Hol, pflückte Erdbeeren und Himbeeren, um den Schreihälsen die Mäulchen zu stopfen und das Kleinste legte sie an die Brust.



Dies mütterliche Walten gefiel dem Berggeist. Allein derjenige von den kleinen Schreiern, welcher vorhin auf dem Rücken der Mutter ritt, war ein störrischer, eigensinniger Junge und wollte sich durch nichts befriedigen und beruhigen lassen. Die Erdbeeren, die ihm die Mutter liebevoll darreichte, warf er von sich und schrie dazu, als wäre er gespießt. Darüber riss der Mutter doch endlich der

Geduldsfaden.

»Rübezahl«, rief sie, »komm und friss mir den Schreier!« In demselben Augenblicke trat der Geist in der Gestalt eines Köhlers heran und sprach zu dem Weibe: »Hier bin ich, was ist dein Begehrt!«

Die Frau erschrak über die plötzliche Erscheinung des Gefürchteten heftig. Als ein frisches, herzhaftes Weib sammelte sie sich aber bald und fasste Mut.

»Ich rief dich nur«, sprach sie, »dass du solltest meine Kinder beruhigen. Nun sind sie aber schon ruhig geworden. Ich bedarf daher deiner nicht mehr. Habe Dank für deinen guten Willen!«

»Weißt du auch«, erwiderte der Geist, »dass man mich im Gebirge nicht ungestraft ruft? Ich halte dich beim Wort! Gib her den Schreier, dass ich ihn fresse! Solch ein Leckerbissen ist mir lange nicht vor die Zunge gekommen!« Und damit streckte er die rußige Hand aus, um den Knaben an sich zu ziehen.

Da fiel das junge Weib dem schwarzen, ungeschlachten Köhler im Nu wie eine Rasende in den Bart, ballte die kräftigen Fäuste und rief wutentbrannt: »Ungetüm! Das Mutterherz mußt du mir erst aus dem Leibe reißen, eh' du mein Kind raubst!«



Das hatte Rübezahl nicht erwartet. Eines so mutvollen Angriffs von einem Weibe hatte er sich nicht versehen. Eine solch handfeste Erfahrung hatte er beim Studium der Menschenkunde noch nicht gemacht. Aber der Mut der jungen Frau gefiel ihm baß. Wie eingeschüchtert wich er einige Schritte zurück. Dann lachte er das Weib freundlich an und sprach: »Ereifere dich nicht! Ich bin kein Menschenfresser, wie du denkst, und will dir und deinen Kindern auch kein Leids antun! Aber: merk auf mein Wort! Laß mir den Knaben! Der Schreihals gefällt mir! Will ihn halten wie einen Junker, will ihn kleiden in Sammet und Seide und einen wackeren Kerl aus ihm ziehen, der Eltern und Geschwister dereinst nähren soll, fordere hundert Dukaten, ich zahle sie dir!«

»Hahaha!« Lachte die rüstige Mutter, »Gelt, der Junge gefällt euch? Ja, das ist ein Kerlchen wie ein Daus! Nicht um alle Schätze der Welt wär' er mir feil!«

»Törin!« Versetzte Rübezahl, »hast du nicht noch drei Kinder? Machen dir diese nicht genug Sorge und Last und Verdruss? Musst

du sie nicht kümmerlich ernähren und dich für sie plagen Tag und Nacht!«

»Das ist gewiss wahr«, entgegnete das Weib. »Aber bin ich dafür nicht die Mutter der armen Würmlein? Muss ich nicht tun, was meines Berufes ist? Die Kinder bereiten uns zwar Sorgen und Lasten, aber doch auch manche Freude!«

»Schöne Freude das!« Rief Rübezahl spöttisch, »sich Tag für Tag mit den Bälgen zu schleppen, sie zu gängeln und zu säubern und ihre Unarten und ihr Geschrei zu ertragen!«

»Wahrlich, Herr!« Antwortete das arme Weib mit schönem Ernst, »ihr kennt die Mutterfreuden wenig! Ein freundlicher Blick aus den lieben, klaren Augen ihrer Lieblinge versüßt einer Mutter alle Arbeit und alle Sorge! Das holde Lächeln, das unschuldige Lallen der armen Würmer ist ein Lohn, der einer Mutter alle Mühen köstlich lohnt! Seht mir doch den Goldjungen da, wie er an mir hängt, der kleine Schmeichler! Nun ist er's nicht gewesen, der geschrien hat. Ach! Hätt' ich doch hundert Hände, die euch heben und tragen und für euch arbeiten könnten, ihr meine guten, herzigen Kleinen!«

»So, so, hm!« Brummte Rübezahl, »Hat denn dein Mann keine Hände, die arbeiten können?«

»O ja, die hat er! Er rührt sie auch, zuweilen fühl' ich's!«

»Wie?« Fuhr Rübezahl auf, »dein Mann erkühnt sich, die Hand gegen dich aufzuheben? Gegen solch ein Weib? Das Genick will ich ihm brechen, dem Gauch!«

»Da hättet Ihr viel Häse zu brechen, Herr«, lachte das Weib lustig, »wenn alle Männer, die sich an der Frau vergreifen, mit dem Halse büßen sollten! Die Männer sind eine schlimme Nation. Drum heißt es im Sprichwort: Ehestand Wehstand! Muss mich schon drein ergeben, warum hab' ich gefreit!«

»Nun ja«, meinte Rübezahl, »wenn du wußtest, dass die Männer eine schlimme Nation sind, so war's auch ein dummer Streich, dass du freitest!«

»Mag schon sein!« Erwiderte das Weib resolut. »Aber Steffen war ein flinker Kerl, der guten Erwerb hatte und ich eine arme Dirne ohne Heiratsgut. Da kam er zu mir, freite um mich, gab mir einen

Wildmannsthaler auf den Kauf und der Handel war gemacht. Den Taler hat er mir nachher wieder abgenommen, aber den wilden Mann hab' ich noch.«

Rübezahl musste über das drollige Geplauder des braven Weibes lachen. »Vielleicht hast du ihn wild gemacht durch deinen Starrsinn«, sagte er dann mild.

»O!«, entgegnete sie mit erhobener Stimme, »den hat er mir schon ausgetrieben! Aber Steffen ist ein Knauser! Wenn ich ihm einen Groschen abfordere, so rassaunt er im Hause umher, schlimmer als Ihr zu Zeiten im Gebirge und wirft mir wohl auch meine Armut vor und — da muss ich schweigen. Hätt' ich ihm eine Aussteuer zugebracht, so wollt' ich ihm schon den Daumen aufs Auge halten!«

»Was für ein Gewerbe treibt dein Mann?« Fragte Rübezahl nachdenklich.

»Er ist ein Glashändler. Du lieber Gott! Er muss sich seinen Erwerb auch lassen sauer werden. Jahraus jahrein schleppt der arme Tropf die schwere Bürde aus Böhmen herüber. Und, wenn ihm dann unterwegs ein Glas zerbricht, dann wird er unleidlich und unwirsch und ich und die armen Kinder müssen's entgelten!«

»Wie!« Rief Rübezahl, »du kannst den Mann, der dir so übel mitspielt, noch lieben?«

»Warum nicht?« Erwiderte das Weib. »Ist er nicht der Vater meiner Kinder? Die werden dereinst alles gut machen und uns wohl lohnen, wenn sie groß sind!«

»Ein trauriger Trost!« Sagte der Geist geringschätzig. »Den letzten Heller werden sie dir aus dem Schweiß Tuch pressen, die Jungen, wenn der Kaiser sie zum Heere schickt ins ferne Ungarland, dass sie die Türken erschlagen!«



»Ei nun, das kümmert mich auch nicht!« Versetzte das Weib fast ärgerlich. »Werden sie erschlagen, so sterben sie in ihrem Beruf für den Kaiser und fürs Vaterland. Sie können aber auch reiche Leute machen und ihren Eltern ein sorgenfreies Alter bereiten!«

Rübezahl hatte nicht Lust, das Gespräch mit dem schlagfertigen Weibe fortzusetzen. Er begann vielmehr von neuem um den Knaben zu handeln. Allein das Weib würdigte ihn keiner Antwort, raffte das Laub in den Korb und band obendrauf den kleinen Schreier mit der Leibschnur fest. Auch Rübezahl wandte sich ab, als wolle er davongehen. Weil aber die Bürde für das Weib zu schwer war, sodass es nicht in die Höhe kommen konnte, rief sie Rübezahl zurück.

»Ich habe Euch vorhin einmal gerufen«, sprach sie, »helft mir nun auch auf! Und wollt Ihr ein übriges tun, so schenkt dem Buben, der Euch gefallen, ein Gutfreitagsgröschel zu einem paar Semmeln. Morgen kommt der Vater heim, der bringt uns Weißbrot aus Böhmen mit!«

»Aufhelfen will ich dir wohl.« Gab Rübezahl zur Antwort, »aber gibst du mir den Knaben nicht, so soll er auch keine Spende haben!«

»Auch gut«, versetzte die Frau und ging ihres Weges.

Je weiter sie aber ging, desto schwerer wurde der Korb. Desto schmerzhafter drückte er ihre Schultern. Die Knie wankten ihr, fast erlag sie unter der Last und alle zehn Schritte musste sie verschnaufen. Das schien ihr nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Unzählige Male schon hatte sie denselben Korb, mit Laub gefüllt und ein Kind obendrauf gepackt, auf ihren Schultern nach Hause

getragen. Wie durfte die Last heute so ganz ungleich schwerer sein! Sie glaubte, Rübezahl habe ihr einen Possen gespielt und eine Last Steine unter das Laub praktiziert.



Am nächsten Rande setzte sie daher den Korb ab und stürzte ihn um. Allein es fielen nur eitel Laubblätter heraus, nicht ein Stein. Darauf füllte sie ihn wieder zur Hälfte und von dem übrigen raffte sie noch so viel in die Schürze, als diese zu fassen vermochte. Aber schon nach wenigen Schritten wurde ihr der Korb von neuem zu schwer und immer schwerer, sodass sie wieder unter der Last nicht weiter konnte und niedersank. Wieder schüttete sie einen Teil des Laubes aus dem Korb. Aber als sie ihn wieder aufhockte, war er noch immer viel zu schwer, sodass sie ganz zusammengedrückt unter der übermäßigen Last des Wegs dahin wankte. Nie hatte sie solche Mattigkeit gefühlt. Mit Mühe und Not erreichte sie, an allen Gliedern vor Anstrengung zitternd, wie zerschlagen, keuchend und in Schweiß gebadet, ihre Hütte. Gleichwohl gönnte sie sich keine Ruhe, sondern beschickte sogleich das Hauswesen, warf den

Ziegen und den jungen Zicklein das Laub vor, gab den Kindern das Abendbrot, brachte sie zu Bett, betete ihren Abendsegen und schlief dann selbst rasch und fröhlich ein.

Das aufglimmende Morgenrot und der wache Säugling, der mit lauter Stimme sein Frühstück heischte, weckten die geschäftige Mutter zu ihrem Tagewerke aus dem gesunden Schlafe. Zuerst ging sie ihrer Gewohnheit nach mit dem Melkeimer nach dem Ziegenstalle! Gerechter Himmel! Was war da geschehen? Welch' ein entsetzlicher Anblick bot sich ihr da! Kalt und kalt und steif lag es da, das brave, gute Haustier, die alte Ziege. Alle viere hatte sie von sich gestreckt und war gestorben, war tot. Die Zicklein aber lagen da und verdrehten grässlich die Augen und steckten die Zunge weit von sich und schreckliche Zuckungen ihres Körpers verrieten. Daß der Tod auch sie schüttelte.

Solch ein entsetzlicher Unglücksfall war der guten Frau doch noch nicht begegnet, seitdem sie wirtschaftete. Ganz betäubt von dem plötzlichen, gewaltigen Schrecken sank sie auf ein Bund Stroh, hielt die Schürze vor die Augen, denn sie konnte den Jammer der sterbenden Zicklein nicht mit ansehen und weinte laut.

»Ach, ich unglückliches Weib!« Jammerte sie, »was fang' ich an! Was wird mein harter Mann beginnen, wenn er nach Hause kommt? Ach, hin ist mein ganzer Gottessegen auf dieser Welt!«

Kaum war das verzweifelte Wort ihrem Munde entschlüpft, so gab es ihr einen Stich ins Herz. »Lästere nicht!« Dachte sie reumütig und fromm. »Wenn das liebe Vieh dein ganzer Gottessegen ist auf dieser Welt, was ist dann Steffen, was sind deine Kinder?« Sie schämte sich ihrer Übereilung. »Laß fahren dahin aller Welt Reichtum!« Dachte sie. »Hast du doch noch deinen Mann und deine vier Kinder. Ist doch für den Jüngsten die Milchquelle noch nicht versiegt und für die andern gibt es Wasser im Brunnen. Wenn's auch einen Strauß mit Steffen setzt, was ist's mehr als ein böses Ehestündlein! Trag' ich doch keine Schuld. Die Ernte steht bevor. Da kann ich schneiden geh'n und auf den Winter will ich spinnen bis in die tiefe Mitternacht. Eine Ziege wird ja wohl wieder zu erschwingen sein und hab' ich erst die, dann wird's auch nicht an Zicklein fehlen!«

So dachte das brave Weib bei sich und ward wieder frohen Mutes. Wie sie aber die Tränen abtrocknete und die Augen aufhob, da erblickte sie zu ihren Füßen ein Blättlein. Das blinkte und blitzte und glitzerte so hell wie gediegenes Gold. Sie hob es auf und besah's von allen Seiten. Es sah völlig aus wie richtiges Gold, wenigstens war es so schwer wie Gold. Rasch sprang sie auf, lief damit zur Nachbarin, der Judenfrau, und zeigte ihr den Fund mit großer Freude. Die Jüdin erkannte es für reines Gold, schacherte es dem guten Weibe ab und zählte ihm dafür zwei Dickthaler bar auf den Tisch.

Wer in der weiten Welt war in diesem Augenblicke glücklicher als Steffens brave Frau! Vergessen war all' ihr Herzeleid! Noch nie hatte sie einen solchen Schatz an barem Gelde im Besitz gehabt. Ihr erster Gedanke galt ihrem Manne und ihren Kindern. »Ihnen willst du damit eine Freude bereiten!



Ihnen willst du etwas zu gute tun!« Dachte sie und lief zum Bäcker und kaufte Striezel und Butterwecken für die Kinder und beim

Fleischer eine Hammelkeule für Steffen. Die wollte sie zurichten auf den Abend, wenn er müde und hungrig von der Reise käme. Hei! wie jubelten die Kleinen, als die Mutter in die Stube trat und ihnen so völlig ungewohntes Frühstück austeilte! Und o! wie freute sich die glückliche Mutter, dass sie die hungrige Kinderschar mit solchen Leckerbissen abzufüttern vermochte!

Hierauf sah sie wieder nach dem Stalle, um das nach ihrer Meinung behexte Vieh beiseite zu schaffen. Wie sie in den Stall trat und von ungefähr in den Futtertrog sah, erblickte sie darin einen ganzen Kaufen goldener Blätter. Sie traute ihren Augen nicht und starrte mit offenem Munde starr und steif vor freudigem Schrecken in den Trog. Eine sonderbare Ahnung stieg in ihrer Seele auf. Hurtig lief sie wieder ins Haus, schärfte geschwind das Küchenmesser und schnitt damit den Leib der Ziege auf. Richtig! Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen. Da lag im Magen der Ziege ein Klumpen reinen Goldes, so groß wie ein Weizenapfel! Und wie sie auch den Zicklein die Leiber aufschnitt, fand sie in jedem ein Klümplein Gold! Daran also mussten die armen Tierlein verenden, dass sie hatten die goldenen Blätter verschluckt.

Nun wußte das Weib ihres Reichtums kein Ende. Aber was sollte sie nun mit dem vielen Gelde anfangen? Wo sollte sie den Schatz verbergen? Sollte sie ihn in der Lade verschließen? Sollte sie ihn im Keller vergraben? Da konnten die Diebe nach ihm graben und die Schatzgräber ihn heben. Auch durfte Steffen, der Knauser. Nicht gleich alles wissen. Vom Wuchergeist getrieben, würde er den Mammon an sich nehmen und sie und die Kinder trotz alledem darben lassen. Sie sann und sann, wie sie's damit klug genug anstellen möchte und fand doch keinen Rat.

Da fiel ihr der Herr Pfarrer ein. Bei ihm pflegten sich die Frauensleute, so jung wie alte, in schwierigen Fällen Rat zu holen. Auch Ilse beschloss, sich in ihrer Ratlosigkeit an ihn zu wenden. Unverhohlen berichtete sie ihm das Abenteuer mit Rübezahl bis in alle Einzelheiten genau, wie ihr der Geist zu großem Reichtum verholfen und wie sie nun nicht wisse, was sie mit dem Schatze anfangen solle. Und dabei legte sie die Goldklumpen und die

goldenen Blätter all' auf des Pfarrers Tisch. Der war anfangs ganz betreten über die wunderbare Mär und wie Ilse das viele Gold auf den Tisch legte, bekreuzte er sich einmal über das andere. Allein er hatte doch auch eine große Freude über das Glück des armen Weibes. Hin und her rückte er sein Sammetkäßlein, um guten Rat zu suchen und Ilse ohne Spuk und Aufsehen im ruhigen Besitz ihres Reichtums zu erhalten und doch auch ein Mittel ausfindig zu machen, dass der zähe Steffen sich desselben nicht bemächtigen könne.

Nachdem er lange nachgesonnen hatte, sprach er plötzlich: »Ich hab's! Hör' an, meine Tochter, ich weiß guten Rat für alles! Wäge mir das Gold zu. Ilse, damit ich dir's getreulich aufbewahre. Dann will ich einen Brief schreiben in welscher Sprache. Der soll also lauten: ›Dein Bruder‹ der vor langen Jahren in die Fremde ging, sei in der Venediger Dienst nach Indien geschifft und daselbst gestorben. Der habe all' sein Gut im Testamente dir vermacht mit der Bedingung, dass der Pfarrer des Kirchspiels, dem du angehörst, dein Vermögen verwalte, damit es dir allein und keinem andern zugutekomme. Weder Lohn noch Dank begehre ich von dir, Ilse. Nur wollest du dessen gedenken, dass du der heiligen Kirche einen Dank schuldig bist für den Segen, den der Himmel dir beschert hat. Darum gelobe ein reiches Messgewand in die Sakristei.«



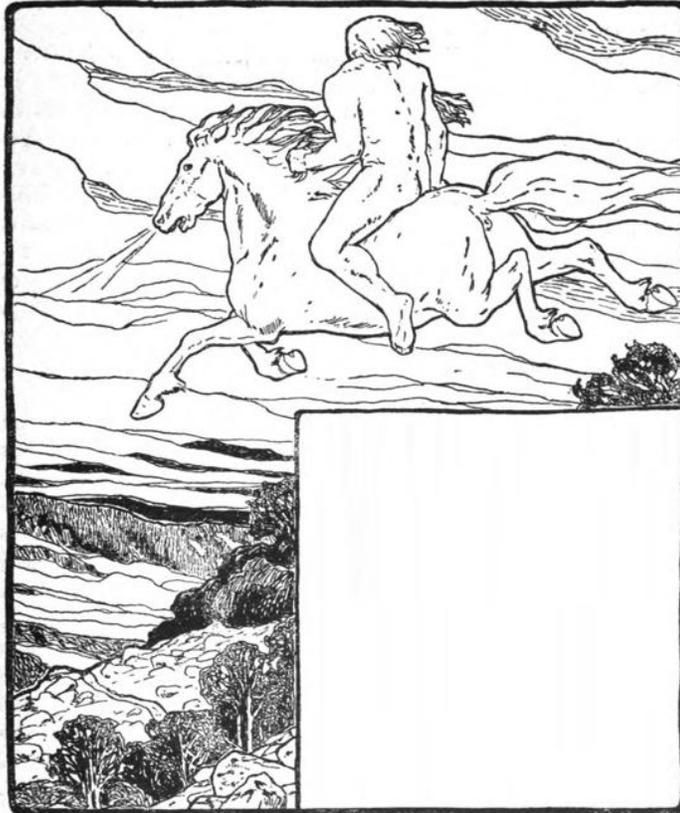
Dieser Rat gefiel dem Weibe herrlich. Mit Freuden gelobte sie dem Herrn Pfarrer ein Messgewand, so schön wie kein zweites im ganzen Bistum. Darauf wog er in Ilse's Beisein das Gold gewissenhaft bis auf ein Quentlein aus und legte es in den Kirchenschatz. Selten war es ihr so leicht ums Herz gewesen, so froh und glücklich wie jetzt, als Ilse, nachdem alles seine Richtigkeit hatte, vom Pfarrer Abschied nahm.

»Ein tüchtig' Weib, ein braves Weib, dem ich sein Glück von Herzen gönne«, dachte dieser, als er sie von seinem Fenster aus auf der Dorfgasse dahinschreiten sah. Und just so hatte Rübezahl auch gedacht. Auf Ilse's Mann, den knauserigen, barschen Steffen, war dieser aber alles andere nur nicht gut zu sprechen. An diesem das biedere Weib zu rächen, trug Rübezahl ein mächtig Verlangen. Dem nahm er sich vor, ihm einen Possen zu spielen, dass ihm dabei sollte angst und bange werden. Der Geist hoffte, ihn dadurch zu kirren, dass er seiner Frau untertan würde und sie ihm nach Wunsch den Daumen aufs Auge halten könne.

Sofort auch machte sich der Geist an die Ausführung. Er sattelte

den raschen Morgenwind, saß auf und galoppierte über Berg und Tal. Scharfen Auges spähte er auf allen aus Böhmen herführenden Landstraßen und Kreuzwegen nach jedem Wanderer aus. Und wo er einen erblickte, der eine Bürde trug, da war er wie ein Wetter hinter ihm her und forschte mit dem Scharfblicke eines Adlers nach seiner Ladung.

Unter diesen Umständen konnte ihm Steffen nicht entgehen.



Es war um die Vesperzeit. Da kam ein kräftiger Mann rüstig des Wegs daher geschritten. Auf seinem Rücken trug er eine große schwere Bürde. Es war Steffen. Bei jedem seiner festen, sicheren Tritte klirrte und knirschte die Last, die er trug. Wie Rübezahl ihn in der ferne erblickte, hatte er eine wilde Freude, dass ihm seine Beute nun gewiss war. Schmunzelnd vor Vergnügen schickte er sich an, seinen Streich auszuführen.

Steffen, keuchend unter seiner schweren Last, hatte das Gebirge nahezu erstiegen. Kur die letzte Anhöhe war noch zu gewinnen. War diese erstiegen, so ging's bergab der Heimat zu. Darum sputete er

sich, den Gipfel vollends zu erklimmen. Aber der Berg war steil, die Last schwer. Mehr als einmal musste er ruhen, indem er unter den Korb den knotigen Stab stützte, dass die drückende Last desselben für einige Augenblicke auf diesen ruhte. Dann trocknete er den Schweiß ab, der ihm in großen Tropfen auf der Stirn stand. Mit Aufbietung der letzten Kräfte erreichte er endlich die Zinne des Berges. Von da führte ein schöner, gerader Pfad zu dessen Abhang. »Nun hast du gewonnen! Noch ist es bei guter Zeit! Willst ein Viertelstündchen rasten. Der Aufstieg war sauer genug!« So dachte Steffen und schöpfte tief Atem. Die Stelle, an der er sich befand, war zum Rasten wie geschaffen. Dicht am Wege lag der Stamm einer abgesägten Fichte. Der Stock des Stammes stand daneben, kerzengerade und aufrecht, oben geebnet wie eine Tischplatte. Ringsumher sprossen frisch—grüne Gräser in Menge. Dieser Anblick war für den müden Mann so verlockend, dass er seinen schweren Korb auf den Fichtenstock setzte und sich selbst im Schatten auf das weiche Gras streckte. Ach, wie wohlig ruhte es sich nach dem anstrengenden Marsche! »Ei, nun!« Dachte Steffen. »Es ist einmal nicht anders! Man muss sich, ist man ein armer Teufel, tummeln im Leben, muss sich mühen und plagen, muss sich rühren und regen, will man etwas vor sich bringen! Meine Last Glas da wird mir weiß Gott! Sauer genug. Wenn ich aber alles genau überschlage und die Ilse sich nützt und mit ihrer Hände Arbeit für die Mäuler und die Wämser und die Böschen der vier Bälge sorgt, sodass mir kein Groschen vom Erlös entgeht, dann könnt' ich schon so viel zusammenbringen, dass ich mir zum Michaelismarkt in Schmiedeberg einen Esel kaufen und auch befrachten könnte. Ja dann, wenn einmal der Grauschimmel die Last trägt und ich gemächlich nebenher schlendern kann, wenn ich mir die Schultern nicht mehr wund drücken lassen muss, ach! Dann hab' ich's doch schon viel leichter! Und der Graurock vermag ja viel mehr zu tragen, als ich. Bei jedem Gange wird dann der Verdienst reichlicher. Dann kann's nicht fehlen, dann soll mir aus dem Esel bald ein Pferd werden! Und habe, ich



erst den Rappen im Stall, so wird sich auch ein Acker dazu finden, darauf sein Hafer wächst. Aus einem Acker werden dann leicht zwei, aus zweien vier. Mit der Zeit wird's eine Hufe und endlich ein Bauerngut und dann, ja wahrlich! Dann soll Ilse auch einen neuen Rock —«

In diesem Augenblicke raste ein tosender Wirbelsturmwind auf dem Wege daher, eine mächtige, dicke Staubwolke, mit Sand und Steinen und Blättern vermischt, wütend durcheinander peitschend. Die Bäume brausten unter der Gewalt des Sturmes und ehe Steffen sich's versah, war sein Hut hoch in die Luft fortgeführt. Hastig griff er nach seinem Kopfe. Aber in demselben Augenblicke geschah neben ihm ein dumpfer, schwerer Fall und zugleich ertönte ein unheimliches Klingen, ein Knistern und Knirschen und Prasseln, dass Steffen in hellem Entsetzen auf die Beine sprang. In der ferne aber ertönte lautes Hohngelächter, wenn's anders keine Täuschung war.

Der Sturm hatte Steffens Korb vom Holzstock herabgeworfen und

das Glas in tausend kurze und klare Stücke zerschmettert. Der Holzstock selbst war verschwunden und der Baumstamm rollte eben vor Steffens Augen den Abhang hinab.

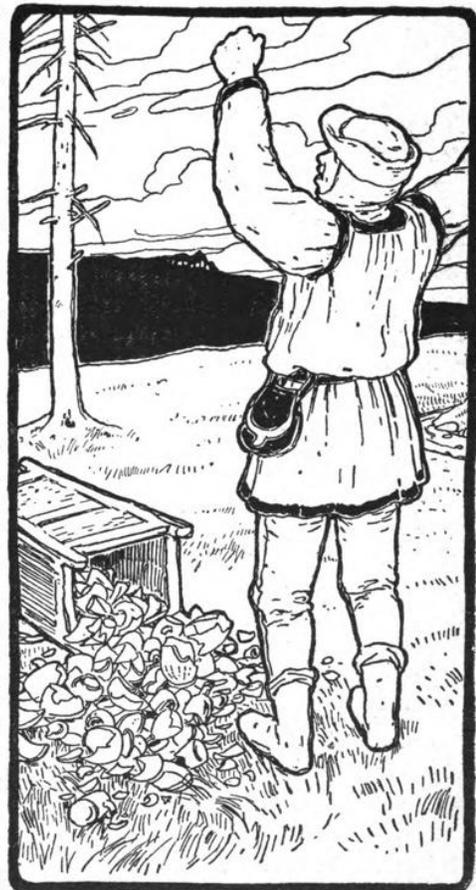
Nun wusste Steffen, wer der Unglücksstifter war. »O du mein Heiland!« Jammerte er in heller Verzweiflung. »Solch ein Unglück! Gerade jetzt! O Rübezahl, du Schadenfroh! Was habe ich dir getan, dass du mein Stücklein Brot mir nimmst, meinen sauren Schweiß, mein mühselig Blut! Ach, ich geschlagener Mann! Zeitlebens kann ich mich vom diesem Unglück nicht erholen!«

Bei diesen Worten geriet Steffen in einen Zustand der Wut und stieß, nun war ihm alles gleich, mocht es gehen wie es wolle, alle nur erdenklichen Schmähreden gegen den Berggeist aus, um ihn zu ärgern. »Komm her, Halunke!« Rief er, »erwürge mich, nun du mir mein Alles genommen hast auf der Welt!«

Es blieb jedoch ringsum alles still. Rübezahl ließ sich weder sehen noch hören.

Um nun in der Glashütte wenigstens ein paar Spitzgläser zum Anfang eines neuen Handels dafür eintauschen zu können, las Steffen unter vielen Seufzern die Scherben seines Glases zusammen. In sich gekehrt und tiefsinnig, grollend mit seinem Schicksal, ging er dann das Gebirge hinab, während tausend trübe Gedanken sein Herz erfüllten. Zugleich aber schossen ihm zwischenhinein gleichwohl mancherlei Spekulationen durch den Kopf, wie er den Schaden nach und nach ausgleichen und seinem Handel wieder aufhelfen könne.

Da fielen ihm plötzlich Ileses Ziegen ein. Wenn er die zu Gelde machen konnte, so war ihm geholfen. Aber Ilse liebte sie fast so sehr



wie ihre Kinder. Im Guten, das wusste Steffen, waren sie ihr nicht abzugewinnen. Dann muss ich sie ihr durch eine List ablocken, dachte er. Rasch war sein Plan gemacht. Er beschloss, sich daheim seinen Verlust gar nicht merken zu lassen, auch nicht bei Tage in seine Wohnung zurückzukehren, sondern sich um Mitternacht, wenn alles schlief, ins Haus zu stehlen, nach dem Stalle zu schleichen, sich der Ziegen zu bemächtigen, sie nach Schmiedeberg auf den Markt zu treiben und zu verkaufen. Den Erlös wollte er dann zum Ankauf neuer Ware verwenden. Käme er dann nach Hause, so wollte er mit Ilse zanken und hadern und sich fuchswild stellen darüber, dass sie durch ihre Unachtsamkeit in seiner Abwesenheit das Vieh habe stehlen lassen.



Mit diesem Vorsatze legte sich Steffen in der Nähe seines Heimatdorfes in den Busch. Mit sehnllichem Verlangen erwartete er die Mitternacht, um sich selbst bestehlen zu können. Mit dem Schlage zwölf machte er sich auf. Nach allen Seiten spähend, ob ihn auch niemand beobachtete, ging er langsam auf sein Häuschen zu.

Vorsichtig jedes Geräusch vermeidend, kletterte er über die Hoftür und öffnete sie leise von innen. Dann schlich er, sein Herz pochte gewaltig, nach dem Ziegenstalle.

Gegen alle Gewohnheit war derselbe verschlossen. Er stutzte. Gleich darauf aber freute er sich dessen. Diese Fahrlässigkeit seiner sonst so sorgsamem Frau erhöhte ja die Wahrscheinlichkeit des Diebstahls und belastete sie mit einem Teil der Schuld. Vorsichtig tastete er mit den Händen hinein in den Stall. »Die Alte wird doch nicht störrisch sein?« Dachte er bei sich. »Wenn die Jungen meckern, drücke ich ihnen eine Weile die Mäuler zu.« Ja, was war denn das? Er griff in die rechte Ecke, er fühlte in die linke Ecke, er tastete nach vorn und nach hinten: Der Stall war öd' und leer. Da war nichts, was Odem und Leben hatte, weder Ziege noch Zicklein! »Ach Gott!« Dachte er, »sollten vor mir schon Diebe dagewesen sein? Selten kommt ja ein Unglück allein!« Auch das letzte verzweifelte Mittel war fehlgeschlagen. Was sollte er nunmehr beginnen? Womit sollte er seinem zerrütteten Gewerbe aufhelfen? In vollster Hoffnungslosigkeit sank er im Stalle auf die Streu und versank, unsagbar traurig, in dumpfes Hinbrüten.

Als Ilse von ihrem Besuche beim Herrn Pfarrer wieder in ihr Häuslein zurückgekehrt, zwar hatte sie in gewohnter Geschäftigkeit frohen Mutes alle Vorbereitungen getroffen, um ihren Mann mit einem solchen Mahle zu empfangen, wie er's seit langer Zeit nicht genossen. Den Herrn Pfarrer hatte sie auch dazu eingeladen, und dieser hatte auch versprochen, nicht nur daran teilzunehmen, sondern sogar ein Kännlein Speisewein mitzubringen. Beim fröhlichen Gelage wollte er dann dem Steffen Bericht geben von Ilses reicher Erbschaft, sowie davon, unter welchen Bedingungen er davon Genuss und Anteil haben sollte.

Als der Tag zur Rüste ging, hielt das brave Weib fleißig Ausschau, ob Steffen käme. Ja, in der Ungeduld ihres Herzens lief sie hinaus vors Dorf und spähte mit ihren scharfen Augen weit hinaus auf die Landstraße, auf welcher er kommen musste.



Allein es war keine Spur von ihm zu sehen. Voll Bekümmernis, warum er so lange verweile, kehrte sie nach langem Harren wieder ins Dorf zurück. Die Nacht brach an und noch war Steffen nicht zu Hause. Wenn die Kinder fragten, ob der Vater noch nicht bald komme, traten Ilse jedes Mal die Tränen in die Augen. Sie brachte die Kinder zu Bette und nach langen Stunden einsamen, vergeblichen Wartens suchte sie auch das Lager. Lange floh der Schlaf ihre Augen und erst gegen Morgen sank sie in einen unruhigen Halbschlummer. — Während des lag Steffen gleichfalls schlaflos im Ziegenstalle, Kleinmut, Langeweile, Verdruss, Ärger quälten ihn. Endlich raffte er sich zusammen und beschloss, Einlass zu begehren. Er kroch aus dem Stalle hervor und schlich sich nach der Tür. Kaum getraute er sich, anzupochen. Endlich brachte er den Finger schüchtern und leise mit der Tür in Berührung. Bittend und zaghaft flüsterte er dabei mit wehmütiger, fast weinerlicher Stimme: »Liebes Weib, liebe Ilse, erwache und tue deinem Manne auf!«

Kaum hatte Ilse Steffens Stimme vernommen, so sprang sie flink

wie ein munteres Reh vom Lager auf, lief und öffnete eilig die Tür und lag auch schon an seinem Halse.

Frostig und kalt, wie gezwungen, erwiderte Steffen diese herzigen Liebkosungen. Übellaunig setzte er seinen Korb ab und missmutig und verdrießlich, bleich und abgehärmt warf er sich auf die Ofenbank und ließ den Kopf hängen.

Wie die gute Ilse das Jammerbild sah, ging's ihr ans Herz. Voll Bestürzung sprach sie: »Was hast du, lieber Mann? Was quält dich?«

Der aber gab keine Antwort, sondern seufzte und stöhnte zum Erbarmen. Ilse aber ließ nicht ab, in ihn zu dringen, dass er ihr die Ursache seines Kummers mitteile. Und, weil ihm das Herz zu voll war und sein Unglück ihn zu sehr drückte, erzählte er ihr endlich die traurige Geschichte von dem unseligen Schabernack, den ihm Rübezahl gespielt.



Wie Ilse vernahm, dass Rübezahl im Spiele war, ging ihr plötzlich

ein helles Licht auf über die gute Absicht, die der Geist in Bezug auf sie selbst dabei gehabt. Die jammernde Trostlosigkeit ihres Mannes und der Streich überhaupt, den der Geist ihm gespielt, erschien ihr nunmehr in so komischem Lichte, dass sie in ein schallendes, langanhaltendes Gelächter ausbrach. Unwillig schaute Steffen sie an, zweifelnd und ungewiss, wie er sich den ungezügelden Ausbruch der Fröhlichkeit seiner sonst so vernünftigen Frau in einer so ernsten Sache erklären solle.

Dann fragte er ängstlich: »Wo sind denn die *Ziegen*?«

Ein erneuter Lachanfall Ilsens war die Antwort. Merkte sie doch nun, dass Steffen bereits allenthalben umherspioniert hatte.

»Was kümmert dich denn mein Vieh!« Sprach sie, indem sie versuchte, sich ernst zu stellen. »Hast du doch nicht nach den Kindern gefragt. Das Vieh ist wohl aufgehoben draußen auf der Weide. Laß dich auch den Herrn der Berge nicht anfechten und gräme dich nicht! Wer weiß, wie und wo er oder ein anderer uns reichen Ersatz gibt für deine zerbrochene Glaslast!«

Hoffnungslos und mit trostloser Stimme erwiderte Steffen kleinmütig: »Da kannst du lange warten!« »Ein nun«, versetzte Ilse frisch und bedeutsam, »unverhofft kommt oft! Sei unverzagt. Steffen! Haft du gleich keine Gläser mehr und ich keine Ziegen«, hier musste sie unwillkürlich wieder lachen, »so haben wir doch vier gesunde Kinder und vier gesunde Arme, sie und uns zu nähren. Ist das nicht ein großer Reichtum?« Fragte sie schalkhaft.

»Ach, dass es Gott erbarme!« Schrie der bedrängte Mann kläglich jammernd und die Hände windend. »Sind die Ziegen fort, so trage die vier Bälge nur gleich ins Wasser! Nähren kann ich sie nicht!«

»Nun so kann ich's!« Antwortete Ilse zuversichtlich.

Bei diesen Worten ging die Tür auf und hereintrat, freundlich einen gesegneten Morgen wünschend, der Pfarrer. Die letzten Sätze der Unterredung des Elternpaares hatte er schon vor der Tür vernommen. Nachdem er Platz genommen, nahm er Steffen vor und redete ihm scharf ins Gewissen darüber, dass der Geiz sei eine Wurzel alles Übels und dass ein gläubiges Gottvertrauen, gepaart mit Tätigkeit und Rechtschaffenheit, noch niemals hat sinken lassen!

Steffen sah ein, dass er mit seinem Kleinmute auf dem unrechten Wege gewesen, wurde weich und fing an zu flennen.

Nun aber zog der Pfarrer aus der Tasche seines Gewandes einen großmächtigen Brief mit einem gelben Siegel, so groß wie ein Laubthaler.

»Nun horche wohl auf, Steffen!« Sagte der würdige alte Herr bedeutsam, »und sei nie wieder kleinmütig! Wenn die Not am größten ist die Hilf' am nächsten! Dem Unheil hat bei dir der Herr reichen Segen auf dem Fuße folgen lassen!«



Inzwischen hatte er den Brief auseinandergefaltet und las Steffen den Inhalt desselben in welscher Sprache vor. Der verstand davon kein Sterbenswörtchen, wusste überhaupt nicht, wohinaus die Geschichte wollte und sah ziemlich dumm drein. Wie aber der Pfarrer anfang, die welschen Worte zu verdolmetschen, da begann er zu stutzen. Dann wurde er plötzlich ungeheuer aufmerksam und wie der Satz kam von der großen, reichen Erbschaft, sprang er auf von der Ofenbank, stellte sich mit in die Seite gestemmtten Händen vor

den Pfarrer hin und verschlang mit gierigen Augen die Worte vom Mund desselben. Er stand da, so starr und steif wie ein steinerner Ölgötz. Er wußte nicht, wachte er oder träumte er. Nur wenn der Pfarrer bei Erwähnung der durchlauchtigen Republik Venedig ehrerbietig ans Käpplein griff, machte er mechanisch eine tiefe Verbeugung.

Alls der Pfarrer geendet, stand Steffen erst eine Zeitlang regungslos da. Wie er dann wieder zur Besinnung gelangt war, sah er erst den Pfarrer, dann Ilse mit einem unaussprechlichen Blick an. Dann kam Leben und Bewegung in die wie versteinert gewesene Gestalt und indem er laut weinend seine Frau mit beiden Armen umschlang, heulte er: »Ich Ilse, wie gut bin ich dir!«

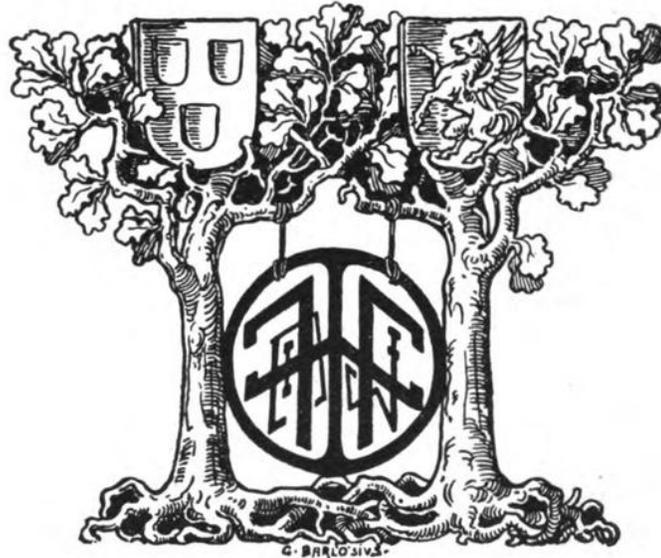
Von nun an war Steffen seiner Frau der liebevollste, zärtlichste Ehemann, seinen Kindern der gütigste, beste Vater und dabei ein fleißiger, ordnungsliebender Wirt, denn Müßiggang war von jeher nicht feine Sache gewesen.

Der redliche Pfarrer wechselte nach und nach das Gold in klingende Münze ein. Einen Teil des Geldes lieh er auf Zinsen aus und verwaltete überhaupt Ileses Vermögen so gewissenhaft wie den Kirchenschatz, für seine Mühewaltung nahm er keinen andern Lohn, als das versprochene Messgewand. Das aber ließ Ilse in solcher Pracht anfertigen, dass kein Erzbischof sich desselben hätte zu schämen brauchen. Von dem übrigen Gelde wurde ein großes Bauerngut gekauft. Auf dem wirtschafteten Steffen und Ilse als wohlhabende, glückliche Eheleute bis an ihr seliges Ende.



Hier endet der erste Band vom
Märchenbuche des Jungbrunnen.





Dieses Buch wurde durch die Buchdruckerei
von Emil Herrmann Senior in Leipzig im
Druck beendet im April des Jahres 1900.
Erschienen ist es im Verlage von Fischer und
Franke zu Berlin W.